



# Das Feuilletton

ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN



## Fromme Filme



### WARUM NORMAL NICHT MEHR NORMAL IST

**KEIN DURCHSCHNITT.** Warum sehe ich nicht so aus wie mein gefiltertes Selfie? Oder wie die Person, die ich den ganzen Tag auf Instagram oder TikTok verfolge? Das sind Fragen, die man sich vor wenigen Jahren noch nicht gestellt hat. Eins ist mittlerweile klar: Das unendliche Betrachten verfremdeter Gesichter ist ungesund – vor allem für junge Menschen. Über diese fatale Verschiebung unserer Vorstellung davon, was durchschnittlich ist, hat Julia Wagner mit der Autorin Rabea Weihser gesprochen.

Doch auch auf einer anderen Ebene bringen die Sozialen Medien mit ihrem Drang, Normalität zu verändern, einiges durcheinander. Immer öfter werden gesunde menschliche Reaktionen dort zu psychiatrischen Diagnosen. Normale Traurigkeit etwa wird dann gleich hochgejazzt und muss „wegoptimiert“ werden, „normales“ Leid wird als krankhaft eingestuft. Welche Rolle auch Influencer dabei spielen, dass psychische Erkrankungen glamourisiert und kommerzialisiert werden, beleuchtet Soziologin Laura Wiesböck in ihrem Gastkommentar.

Seiten 4 und 20

### IN DIESER AUSGABE

**Literatur:** Edgar Wallace prägte das Gefühl des Thrillers Seite 7

**Dialekt:** Eine Hommage an das Oberösterreichische Seite 11

**Geld:** Vor 100 Jahren wurde der Schilling eingeführt Seite 17

**Schatz:** Unterwegs mit dem Metalldetektor Seite 18

**Stadt:** Ein Wanderweg zu Lueger-Denkmalern Seite 26

### feuilleton.online

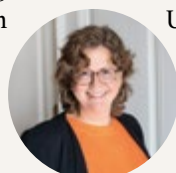
Herausgegeben von Bernhard Baumgartner, Christina Böck und Matthias Greuling  
Monatsschrift,  
Österreichische Post AG, MZ 23Z044041 M,  
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien  
Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien

### ENTRÉE: Brücken bauen statt niederreißen

Ein bisschen surreal war es schon. Vor mir tanzte ein halbnackter Brite mit Union-Jack-Cowboyhut durch den Securitycheck. Hinter mir erklärte ein schwedisches Ehepaar im besten Alter in fast abgebrühter Vorfreude mit möglicherweise angeglühtem Damenspitz dem Einlasspersonal, dass sie jedes Jahr überallhin zu jeder Show anreisen, von den Juryschows und Generalproben über Halbfinale zum Finale. Die Menschen in und um die Stadthalle waren frohgemut und bis zum letzten Servicemenschen ausgesucht freundlich. Es herrschte eine lebensfrohe Herzlichkeit, die einen auch ansteckte, wenn man nur dienstlich (in dem Fall zum Berichten) da war. Dass so etwas im pathologisch mieselsüchtigen Wien vorkommen konnte, verschlug einem fast die Sprache. So war das, vor zehn Jahren, als der Eurovision Song Contest in der österreichischen Bundeshauptstadt stattfand, weil im Jahr zuvor Conchita Wurst mit „Rise Like a Phoenix“ den Bewerb gewonnen hatte. Natürlich war es nur eine über eine Woche ausgedehnte Unterhaltungsshow, die auch

nur einen Teil der Bevölkerung wirklich mitreißt oder überhaupt tangiert. Nichts „Allgemeingültiges“. Nichts „Ernsthaftes“. Und doch schleicht sich die Erfahrung dieser bunt-vergnügten Menge gerade in diesen Tagen aus sehr politischen Gründen immer wieder ins Gedächtnis. Sie gab eine Ahnung, wie ein freundschaftlich verbundenes Europa sich anfühlen könnte.

In der herben Politrealität hat es erst einen ungehobelten, unberechenbaren US-Präsidenten und dessen dreist-selbstgefälligen Vize gebraucht, um Europa klarzumachen, dass es zusammenrücken muss. Dass es ein neues Selbstbewusstsein braucht und Unabhängigkeit von (einem) früher selbstverständlichen Alliierten. Führende Politiker von Großbritannien über Frankreich bis Polen konnten plötzlich wohlthuend zeigen, wie „normale“ Politiker handeln: Deeskalierend statt aufbrausend, die Hand geduldig weiter ausstreckend, aber trotzdem bestimmt in der Haltung, konkret, was die Unterstützung der Ukraine angeht. Zusammenhalt eben. Mal schauen, wie lang es anhält.



Ob der Song Contest tatsächlich noch als Beispiel eines europäischen Zusammenhalts taugt, wird sich im Mai zeigen. Im Vorjahr hat er jedenfalls seine eingangs beschriebene Unschuld verloren. Die israelische Kandidatin – ohnehin wegen Morddrohungen quasi in ihrem Hotelzimmer interniert – wurde damals von Mitbewerbern und Teilen des Publikums unmöglich behandelt. Sie wurde als Pars pro Toto für einen Krieg verantwortlich gemacht, für den sie – wie alle beteiligten Zivilisten – am wenigsten kann. Einige Kandidaten verstiegen sich in antisemitischen Handlungen und die ESC-Verantwortlichen scheiterten kläglich daran, Ordnung zu schaffen. Von einem unbeschwerten Gemeinsam war nichts zu spüren, das vergällte das Event. Machte es zu einem Symbol für die Spaltung der Gesellschaft. Heuer wird eine Überlebende der Terrorattacke der Hamas auf das Nova-Festival für Israel antreten. Vielleicht wird sich die Schäbigkeit deshalb doch in Grenzen halten – schlimm genug, wenn nicht.

Das Motto der ESC-Ausgabe in Wien vor zehn Jahren war übrigens „Building Bridges“. Brücken bauen. [boeck@feuilleton.online](mailto:boeck@feuilleton.online)



## Leitartikel

## Staffel 2 einer gefährlichen Reality-Show

*Donald Trump und die Medien: Das Verhältnis bleibt angespannt und entwickelt sich in eine gefährliche Richtung.*

Es gibt Politiker, die mit den Medien arbeiten. Es gibt Politiker, die Medien meiden. Und dann gibt es Donald Trump – den Mann, der die Presse zugleich verachtet und doch keine Sekunde ohne sie auskommt. Für ihn sind Medien nicht etwa ein Kontrollorgan der Demokratie, sondern eine Bühne, eine Waffe und manchmal auch ein persönlicher Boxsack. Bumm, zack! Kein Wunder also, dass er selbst eine simple Pressekonferenz in ein Spektakel verwandelt, das irgendwo zwischen Reality-TV und politischem Kabarett schwankt. Seit Trump wieder im Weißen Haus sitzt, eskaliert die Lage zwischen ihm und den Medien immer wieder. Alles scheint noch chaotischer, noch aggressiver und noch gefährlicher für die Pressefreiheit zu werden.

Ein Paradebeispiel für Trumps mediale Selbstinszenierung war sein Zusammentreffen mit dem ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj, bei dem er den Amtskollegen wie einen Schulbuben vor versammelter Weltpresse maßregelte und mit aggressivem Ton seine Meinung der Weltlage kundtat. Kritische Fragen von der anwesenden Presse gab es kaum. Was auch daran liegen mag, dass Trump den Zugang zum Weißen Haus inzwischen für viele Medienvertreter verunmöglicht hat.

In seiner ersten Amtszeit hatte Trump bereits gezeigt, dass er Medien nicht als Kontrollinstanz einer funktionierenden Demokratie ansah, sondern als Störfaktor, den es zu bekämpfen galt. Und jetzt, in seiner zweiten Amtszeit? Jetzt hat er nichts mehr zu verlieren. Die ersten Wochen nach seiner Rückkehr ins Weiße Haus zeigen bereits, dass der US-Präsident seinen Kampf gegen die von ihm als „Fake News“ verunglimpft Presse nicht nur fortsetzt, sondern verschärft.

Erklärte er früher etablierte Medien wie die „New York Times“, die „Washington Post“ oder CNN kurzerhand zu „Feinden des Volkes“, geht er nun noch einen Schritt weiter. Akkreditierungen für missliebige Journalisten werden gestrichen, kritische Reporter gar nicht erst zu Pressekonferenzen eingeladen. Stattdessen

begleitet ihn jetzt ein Netzwerk aus rechtsgerichteten Plattformen, die Trumps Politik ungefiltert verbreiten. Kritische Stimmen? Abgetan als „Lügenpresse“ oder – ein neuer Lieblingsbegriff – „Deep-State-Propaganda“.

Es geht noch schärfer: Bei einer ungewöhnlichen Rede im US-Justizministerium hat Trump kürzlich kritische Berichterstattung großer amerikanischer Medien über ihn als illegal bezeichnet. Fernsehsender wie CNN oder MSNBC, die zu „97,6 Prozent“ negativ über ihn berichteten, seien der politische Arm der Demokratischen Partei, behauptete Trump während des Auftritts in Washington. „Sie sind wirklich korrupt und illegal. Was sie tun, ist illegal.“ Diesen Umtrieben werde er einen Riegel vorschieben. „Diese Sender und Zeitungen unterscheiden sich wirklich nicht von hoch bezahlten politischen Akteuren, und das muss aufhören“, beklagte Trump. Sie hätten kritische Berichterstattung über ihn untereinander abgestimmt, behauptete er. „Es muss illegal sein. Es ist Beeinflussung von Richtern.“

**DIE US-MEDIEN** stehen vor einer gewaltigen Herausforderung. Einerseits müssen sie Trump kritisch begleiten, andererseits geraten sie in das Dilemma, ihm mit jeder Schlagzeile weiter eine Plattform zu bieten. Besonders CNN und MSNBC haben sich zum Widerstandslager entwickelt, aber auch sie wissen: Trump ist eine Quotenmaschine. Während investigativer Journalismus gegen ihn betrieben wird, nutzt er dies als erneute Bestätigung für seine Mär vom „System“, das ihn um jeden Preis loswerden will. Die „Washington Post“ führt weiterhin eine Datenbank mit Trumps Lügen – doch es wirkt fast so, als würde er diese Liste als Trophäensammlung betrachten.

Das Ergebnis? Ein noch tiefer gespaltenes Land. Eine Hälfte glaubt den traditionellen Medien kein Wort mehr, die andere sieht Trump als die größte Bedrohung für die Pressefreiheit seit Richard Nixon – nur mit deutlich mehr Schimpftiraden.

Doch das eigentlich Gefährliche ist nicht nur Trumps Umgang mit den Medien, sondern die Wirkung, die er damit entfaltet. Sein jahrelanger Feldzug gegen unabhängigen Journalismus hat längst Früchte getragen: Reporter werden bedroht, Medienschaffende eingeschüchert, ganze Bevölkerungsgruppen glauben nur noch, was in Trumps Paralleluniversum verbreitet wird. Die einst so stolze amerikanische Pressefreiheit wird mehr und mehr zu einer Fassade. Unabhängige Medien stehen unter Beschuss – nicht nur verbal, sondern immer häufiger auch physisch. Wer kritisch über Trump berichtet, riskiert nicht nur Beschimpfungen, sondern regelrechte Hetzkampagnen durch seine Anhänger.

Was passiert, wenn Trump in dieser Amtszeit noch weiter geht? Wenn er beginnt, Gesetze zu erlassen, die kritische Berichterstattung einschränken? Wenn Pressefreiheit nicht mehr nur diffamiert, sondern juristisch attackiert wird?

Bereits jetzt zeigt sich: Die Angriffe auf die Presse haben sich nicht nur verstärkt, sie sind mittlerweile Teil einer langfristigen Strategie. Der Präsident nutzt die Bühne der Medien weiterhin für seine Zwecke – doch während er früher „nur“ hetzte, greift er nun gezielt die demokratische Grundordnung an. Die große Frage ist: Haben die Medien mittlerweile gelernt, mit ihm umzugehen? Oder tappen sie erneut in seine Falle, indem sie ihm mehr Aufmerksamkeit schenken, als er verdient?

Eines steht fest: Solange Trump eine Kamera findet, wird er sprechen. Und solange er ein Publikum hat, wird die Show weitergehen. Beruhigend, dass nach acht Jahren Trump Schluss damit sein wird. Wobei ... wer weiß, was sich dieser Politiker noch einfallen lassen wird.

MATTHIAS GREULING



Matthias Greuling ist Herausgeber von „Das Feuilleton“

Foto: Katharina Sartena



Das nächste „Feuilleton“ (Nr. 14, Sommer 2025) erscheint am Freitag, 6. Juni in den Trafiken, im Handel und im Abo.



Sie können unter [www.feuilleton.at](http://www.feuilleton.at) online ein Abo abschließen

## IMPRESSUM Das Feuilleton

Medieninhaber:  
Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)  
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien  
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:  
Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA  
Chefredaktion: Mag. Christina Böck  
Co-Herausgeberinnen und Co-Herausgeber:  
Severin Groebner, MSc, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:  
Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner, Viktoria Klimpfinger

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:  
Mag. Judith Belfkih, Clemens Haipl, Herbert Hutar, Mag. Christoph Irrgeher,  
Mag. Gregor Kucera, Dr. Clemens Marschall, Andreas Rauschal, Martin Rolshausen,  
Mag. Uwe Schögl, Edgar Subak, Dr. Ingeborg Waldinger, Julia Wagner, Severin Weh,  
Laura Wiesböck.  
Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena.  
Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design: Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling

Druck: Styria Print Group, Styriastraße 20, 8042 Graz

Einzelpreis: 6,00 Euro inkl. 10% UST  
„Das Feuilleton“ erscheint in Print sechs Mal im Jahr.  
Jahresabo: 35 Euro inkl. 10% UST  
Bestellungen: [abo@feuilleton.at](mailto:abo@feuilleton.at)  
Telefon: 0664 / 996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)  
Website: [www.feuilleton.at](http://www.feuilleton.at), Mail: [office@feuilleton.at](mailto:office@feuilleton.at)

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:  
[www.feuilleton.at/online/kontakt/impressum-datenschutz](http://www.feuilleton.at/online/kontakt/impressum-datenschutz)  
Gefördert durch die Wirtschaftsagentur Wien. Ein Fonds der Stadt Wien.

## Die rote Linie

### Achtung – hier Filmgeschichte!

Die Streamingdienste im Fernsehen dienen uns nicht nur zum Zeitvertreib und als Anschluss an die internationale Mainstream-Kultur, sie sind oft auch unser Fenster in die Vergangenheit von Film und Fernsehen. Wer etwa den BBC-Kanal bei Amazon Prime dazubucht, kann auf eine Fülle von britischen Comedy-Serien zugreifen, die vor allem zwei Dinge sind: lustig und völlig unkorrekt. Bei Monty Python oder Blackadder kamen Dinge vor, die würde man heute nicht einmal mehr mit der Kneifzange angreifen. Wenn sich im „Leben des Brian“ etwa John Cleese über den Wunsch seines Kollegen lustig macht, zur Frau namens „Loretta“ zu werden, erwartet man förmlich, dass die woke Inquisition zur Tür hereinstürmt.

Und so kommt es, wie es kommen muss: Immer öfter werden diesen Produktionen „Warnhinweise“ vorangestellt, etwa dass hier Stereotypen negativ dargestellt werden, was triggern könnte.

Wen das stört? Wenige. Denn auch die oft woke junge Generation lacht gern, aber ein paar Empörte finden sich bekanntlich immer. Die werden nun pauschal davor gewarnt, dass man in anderen Zeiten andere Standards des Angemessenen hatte. Ein originaler Shakespeare-Theaterabend von damals mit Wein, Chaos und getauschten Geschlechterrollen würde heute wohl sofort gecancelt werden.

Aufmerksame Beobachter wollen nun bemerkt haben, dass die Warnhinweise bei Disney seit Donald Trumps Amtsantritt abgenommen haben. Der US-Präsident geißelt (wenn er nicht gerade Kanadier belehrt oder in Grönland eimarschieren will) Disney gerne als zu woke. Man wird sehen, wie engagiert Disney hier weiter ans Werk geht. Geißelt man sich selbst oder fährt man die woke Schiene im postrealistischen Amerika ein wenig zurück?

BERNHARD BAUMGARTNER





Foto: Erstell mit KI Adobe Firefly

## Kreuzweg im Kino

*In den USA boomen christlich-konservative Produktionen, die in Hollywood nie produziert würden. Ein Teil des frommen Filmschaffens sieht Donald Trump als Messias.*

CHRISTINA BÖCK

Es gibt so Schauspieler, wenn man deren Gesicht sieht, dann sieht man das Böse. Neal McDonough ist so ein Schauspieler, der meistens auf Bösewichte abonniert war. Und das hatte einen Grund, hat er einmal erklärt: Weil er keine Kusszenen macht. McDonough ist nämlich sehr religiös und seine Lippen dürfen nur die seiner Frau berühren. Weil McDonough aber auch einmal Nicht-Fieslinge spielen wollte, produziert er jetzt einfach selbst seine keuschen Filme. Zusammen mit seiner Frau übrigens. Ihre Firma folgt einem Trend, der außerhalb der USA für nicht besonders viel Aufsehen sorgt: dem Trend zum christlich(-konservativen) Film. Die McDonoughs verfilmen da etwa die (wahre) Lebensgeschichte einer Soldatin, die mit posttraumatischer Störung aus dem Afghanistankrieg zurückkommt und mit spiritueller Hilfe wieder zu sich findet. Oder das Drama um einen Rodeoreiter, der sich für seine Familie opfert. Der Ankündigungstext dazu: „Dieser Film hat ein unglaubliches Herz mit einer universellen Botschaft der Liebe, Verwundbarkeit und Versöhnung, die die Welt gerade so dringend braucht.“

Das klingt eigentlich ganz annehmbar und erstrebenswert. Tatsächlich erzählen auch viele der Filme aus diesem mittlerweile riesigen Bereich einfach erbauliche Geschichten, die (sehr oft, aber nicht immer) für die ganze Familie sind und bestimmte moralische Werte vertreten (in denen aber beispielsweise Homosexu-

alität keine sehr sichtbare Rolle spielt). Werte, die in der evangelikalischen Kirche (das ist ein in den USA verbreiteter konservativer Zweig der protestantischen Kirche) hochgehalten werden.

Prominente Vertreter sind etwa die Kendrick-Brüder, die 2015 mit dem Film „War Room“ über den Gebetsraum einer alten Dame, die einer jungen Frau mit Gottes Hilfe bei der Rettung ihrer Ehe hilft, einen veritablen Hit (in den USA) landeten. Kürzlich nahm Netflix ihren Film „The Forge“ ins Programm. Auch Jon und Andrew Erwin sind Brüder, ihnen gehören die einschlägigen Unternehmen „Kingdom Story Company“ und „The Wonder Project“. Aus ihrer Werkstatt stammt etwa die Bibelserie „Das Haus David“, die kurz vor Aschermittwoch auf Amazon Prime gestartet ist.

### ERGIEBIGES ZIELPUBLIKUM

Diese Ausflüge in die Mainstreamplattformen sind (noch) selten. Wenn man etwa in der Google-Suche „religiöse Serien auf Netflix“ eingibt, findet man Einträge wie die blutige Serie „Preacher“ oder die Horrorproduktion „Midnight Mass“. Kein Wunder, dass sich mittlerweile andere dem Zielpublikum dieser Nische annehmen. Auch im deutschsprachigen Raum gibt es einen christlich geprägten Streamingdienst, er heißt „Yesflix“. Zu sehen gibt es da nicht nur regelmäßige Gottesdienstübertragungen, sondern etwa den Film „Jenseits vom Himmel“, in dem sich ein Teenager, dessen Bruder gestorben ist, zwischen Wissenschaft und Glaube ent-

scheiden muss. Aber auch an den berühmten TV-Maler Bob Ross angelehnte Clips, in denen ein Ölbild bei der Entstehung begleitet wird. Und Dokumentationen über Gründerinnen von Hilfsorganisationen.

Die Filme der christlichen US-Studios werden einem breiteren Publikum weltweit nur bekannt, wenn sie mit Politik in Verbindung gebracht werden.

Für Empörung sorgte etwa im Herbst das Biopic „Bonhoeffer“, das es vor kurzem auch in heimische Kinos geschafft hat. Der Film widmet sich dem deutschen Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer, bekannt auch als Dichter des Kirchenlieds „Von guten Mächten treu und still umgeben“. In Kreisen der Neuen Rechten wird Bonhoeffer als Symbolfigur gefeiert, seine Widerständigkeit wird – ob es historisch passt oder nicht – in die „Make America Great Again“-Ideologie hineingehämmert. Dementsprechend hat auch der Film (oder genauer gesagt seine Vermarktung, nicht umsonst mit dem reißerischen Untertitel „Pastor, Spion, Attentäter“) ein wenig an der realen Historie geschraubt, damit Trump-Wählerinnen und -Wähler sich ihrem Idol nahe fühlen.

Produziert wurde „Bonhoeffer“ von den „Angel Studios“, einer Filmfirma, die ihre Produktionen auch in den Mainstreamplattformen unterbringt. Aus dieser Schmiede stammt etwa die Netflix-Serie „The Chosen“, die einen regelrechten Religionsserienhype angestoßen hat. Das Unternehmen finanziert sich über ausgeklügeltes Crowdfunding: Einerseits gibt

es einen eigenen Streamingdienst, von dessen Abogebühren Filmbudget abgeknapst wird, und die Mitglieder der „Gemeinde“ werden außerdem dazu angehalten, üppig zu spenden. Dafür erhalten sie als „Angel’s Guild“ (die Illusion von) Mitspracherecht. Auch erweiterte Businessbereiche werden angezapft: Bei der Hiob-Version „The Shift“ haben die Angel Studios auch ans Marketing gedacht. Die zeitgenössische Version des Leidgeprüften hat die Trauer um seine Tochter als Tattoo verewigt: ein weißer und ein schwarzer Kreis, die sich berühren – Sinnbild für ein Grab, das nach der Auferstehung leer ist. Das Symbol gab es auch als Halskette zu kaufen.

### VORREITER MEL GIBSON

Denn neben allen hehren Motiven geht es ums Geld und ums Geschäft. Das wirtschaftliche Potenzial dieses Filmsegments ist beachtlich – vor allem in den USA. 41 Prozent der US-Bevölkerung gehen jeden Sonntag in die Kirche, ein Viertel sind evangelikale Christen. Auch wenn man denkt, dass es sich um eine neue Bewegung im MAGA-Einfluss handelt, geht ihr Anstoß zurück ins Jahr 2004. Damals spielte Mel Gibsons unwahrscheinlicher Blockbuster „The Passion of the Christ“ 611 Millionen Dollar ein – und zeigte, dass mit solchen Themen ein Publikum gefunden werden kann – und kein kleines. Immerhin war schon 1903 einer der ersten Filme überhaupt eine Leidensgeschichte Jesu („Das Leben und die Passion des Jesus Christus“ der Brüder Pathé).

Allerdings finden die Filme der christlichen Produktionsfirmen auch deswegen ein großes Publikum, weil Zuseherschaft in Bussen zu den Kinos gekarrt werden. Dagegen ist wenig zu sagen (obwohl auf manchen Blogs davon berichtet wird, dass der gesellschaftliche Druck in der Gemeinde groß ist, mitzumachen), wenn es darum geht, sich einen netten Abend mit Gleichgesinnten zu machen und sich mit Figuren auf der Leinwand identifizieren zu können. Heikler wird es, wenn sich eine mögliche politische Indoktrination auf diesem Weg anpirscht. Das ist zum Beispiel beim Thema Recht auf Abtreibung eine Möglichkeit, das rechtskonservativen christlichen Kreisen ein Dorn im Auge ist. Wie man weiß, haben sie sich, nachdem das Abtreibungsgrundsatzurteil Roe vs. Wade gekippt wurde, in bestimmten Bundesstaaten wie Arkansas, Kentucky oder Louisiana durchgesetzt.

Für Nachwuchs in der Branche wird übrigens an der Liberty University in Virginia gesorgt. Das ist jene Fakultät, die für den Messias-Status gesorgt hat, den Donald Trump unter vielen seiner Anhänger hat. Studenten der Uni haben während der ersten Amtszeit des Präsidenten den Film „The Trump Prophecy“ gedreht: Ein traumatisierter Feuerwehrmann träumt, dass Trump als „Erlöser Amerikas“ gewählt wird. Ein Gebetskreis seiner Frau sorgt schließlich dafür, dass dieser „Gotteswunsch“ auch wahr wird. Das Filmplakat zeigt gefaltete Hände, auf die eine US-Flagge projiziert ist. 

# Nicht alles ist eine Störung

*Online kommt es zunehmend zur Popularisierung von psychiatrischen Diagnosen und „normales“ menschliches Leid wird als krankhaft eingestuft. Sollen unangenehme Wahrnehmungen, Handlungsweisen oder sogar Personen „wegoptimiert“ werden?*

LAURA WIESBÖCK

In gegenwärtigen Online-Kulturen gibt es eine große Bereitschaft, sich mit psychiatrischen Diagnosen zu identifizieren und diese öffentlich zu zeigen. Die vordergründig propagierte Absicht hinter dem Sichtbarmachen von schmerzhaften Tabus ist, ein breiteres Verständnis für und Empathie mit Erkrankten zu fördern. Damit finden wichtige Entstigmatisierungsprozesse statt, die bewirken können, dass sich Betroffene eher Hilfe suchen oder sich in ihrem Leid nicht sozial isoliert fühlen, sondern sich vielmehr als Teil einer „virtuellen community“ verstehen. Personen mit schweren psychiatrischen Erkrankungen werden dadurch ermutigt, Hoffnung zu schöpfen, sich gegenseitig zu unterstützen und persönliche Erfahrungen und Strategien zur Bewältigung von täglichen Herausforderungen des Lebens auszutauschen.

Bei all den Vorzügen der neueren Onlinediskurse über „Mental Health“ stellt sich allerdings auch die Frage, inwieweit es nicht nur zu einer Bewusstmachung, sondern auch zu einer Popularisierung von psychiatrischen Diagnosen kommt und „normales“ menschliches Leid oder Funktionsbeeinträchtigungen zunehmend als krankhaft ein-

gestuft werden. Denn es besteht das Risiko, dass mit den gegenwärtigen diskursiven Entwicklungen auch Zustimmung für psychiatrische Deutungsstrategien erzeugt wird: Ob ein gewisses Grundgefühl von Melancholie und Weltschmerz als Depression wahrgenommen wird, Schüchternheit oder Introversion als Sozialphobie gelabelt werden, Trauma als Synonym für unangenehme Erfahrungen verwendet wird oder man als hypersensibel gilt, wenn man vom Leid anderer berührt ist.



Zwar macht die Erkenntnis, dass psychiatrische Diagnosen auch soziale Konstruktionen und keine biologische „Störung“ sein können, den Zustand für diejenigen, die unter Belastungen leiden, nicht weniger schwerwiegend oder real. Und auch wenn bestimmte seelische Notlagen – wie Lebenskrisen, Phasen der Orientierungslosigkeit, emotionale Verletzungen und persönliche Tiefpunkte – seit jeher Teil des „normalen“ menschlichen Lebens sind, bedeutet das nicht, dass diese nicht schmerzvoll sind oder keine Unterstützung brauchen. Aus soziologischer Sicht drängt sich allerdings die Frage auf, warum hinderliche Gefühlslagen und Handlungsweisen im öffentlichen Bewusstsein gegenwärtig primär in pathologisierter Form anerkannt und ausgelebt werden und welche gesellschaftlichen

Umstände und Akteur:innen dafür förderlich sind, dass Fragen zur emotionalen Ausgeglichenheit und Funktionalität immer mehr zu Fragen von Gesundheit oder Krankheit werden.

## KEIN RAUM FÜR LEGITIME VERLETZLICHKEIT

Bisher wenig wurde der Fokus darauf gelegt, dass es in utilitaristischen Gesellschaften außerhalb des krankhaften Settings eigentlich kaum mehr Räume gibt, in denen dysfunktionale Verhaltensweisen und menschliche Gefühle von Verletzlichkeit legitimerweise ausgelebt werden können – im Gegensatz zu christlichen Kulturen etwa, in denen es Orte für Leid gibt und dieses sinnbesetzt verwertet werden kann. Und das, obwohl das Selbst immer stärker im Fokus steht und so fragil und verletzungssensibel ist wie kaum zuvor.

Moderne Ansprüche der Produktivität, Effizienz, Eigenverantwortung und Lustorientierung lassen nicht viel Platz für Dysfunktionalität, Phasen der Orientierungslosigkeit oder das Zulassen und Ausleben von emotionalem Schmerz. Traurigkeit wird dann weniger als „normale“ menschliche Reaktion auf bestimmte Ereignisse gedeutet, etwa auf eine globale Pandemie, den Verlust einer geliebten Person oder diskriminierende Erfahrungen, sondern als „Störung“, die behandlungsbedürftig ist. Hinzu kommen radikale Individualisierungsprozesse, die die Idee befördern,

dass das subjektive Wohlbefinden Ergebnis von eigenen Entscheidungen und Handlungen ist. Die Verschiebung von Zuständen des Unwohlseins in den medizinischen Bereich erlaubt dann zu leiden, das Leid nach außen zu tragen und sich von einer persönlichen Verantwortung zu entlasten: Man ist kein unzufriedener Mensch, sondern eine Patient:in, der:die in seinem Unbehagen von sich und anderen ernstgenommen werden muss.

## KOMMERZIALISIERUNG DURCH INFLUENCER

Unzureichend Beachtung hat nicht nur gefunden, dass moderne Zwänge zur Popularisierung von psychiatrischen Diagnosen beitragen können, sondern auch neue Akteur:innen. Dazu zählen Influencer:innen auf Social-Media-Plattformen. Jene kommerziell ausgerichteten Vermarkter:innen befördern ein Verständnis von psychischer Gesundheit als Ausgeglichenheit und bewegen sich zwischen der Enttabuisierung, Glamourisierung, Kommerzialisierung und Aneignung von psychischen Erkrankungen.

Diese Aspekte aufzugreifen und damit die bisherige Debatte über gesellschaftliche Pathologisierungsprozesse zu erweitern, steht im Zentrum des Buchs „Digitale Diagnosen“. Ziel ist es, besser zu verstehen, wie und warum Menschen online mit der Kategorie psychischer Erkrankungen interagieren, um ihrem Selbstverständnis

Bedeutung zu verleihen und Gemeinschaften zu bilden. Damit rückt die Publikation einen Diagnose-Enthusiasmus in den Mittelpunkt und analysiert die gegenwärtige gesellschaftliche Entschlossenheit, hinderliche oder unangenehme Gefühlslagen, Handlungsweisen, Erfahrungen oder auch Personen krankhaft zu deuten. Und es hält ein Plädoyer dafür, dass als hinderlich oder unangenehm wahrgenommene Gefühlslagen, Handlungsweisen, Erfahrungen oder auch Personen weniger pathologisch kategorisiert, isoliert und „wegoptimiert“ werden, sondern wir uns für einen politischen und sozialen Rahmen einsetzen, in dem diese ein dauerhaftes Bleiberecht als normaler und gesunder Teil des menschlichen Daseins haben.

*Laura Wiesböck arbeitet als Soziologin in Wien. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf sozialer Ungleichheit mit Fokus auf Arbeit, Armut, Geschlecht und Digitalisierung. In der Lehre widmet sie sich zudem Themen wie Coolness als kulturelle Praxis oder Soziologie der Liebe. In ihrem Buch „In besserer Gesellschaft: Der selbstgerechte Blick auf die Anderen“ (2018) analysiert sie die menschliche Sehnsucht nach Überlegenheit. Für ihre Arbeit wurde die Soziologin mehrfach ausgezeichnet. Der Text stammt aus ihrem Buch „Digitale Diagnosen. Psychische Gesundheit als Social-Media-Trend“, erschienen im Zsolnay Verlag.*



Das Selbst ist heute so fragil und sensibel wie kaum zuvor

## Monatsabrechnung

### Das Neutrum Österreich

Seit Trumps Amtsantritt ist nichts mehr wie zuvor. Denn der gelernte Immobilienerbe und ausgebildete Reality-TV-Mitarbeiter schreitet nicht daher, geht nicht seinen Weg, nein, er tritt auf, tritt um sich, tritt ein. Den ukrainischen Präsidenten tritt er vorlaufenden Kameras in Grund und Boden, assistiert von seinem designierten Nachfolger, nur um zu beweisen, dass er – Trump – hier das Sagen hat.

Deswegen folgt er auch in seiner Argumentation exakt der Linie Russlands. Oder wie es der amerikanische Historiker Timothy Snyder ausgedrückt hat: „Nichts, was in diesem Raum von Trump gesprochen wurde, hatte man nicht vorher schon von Putin gehört.“ Und das hat Auswirkungen. Auf die Welt. Auf Europa. Und auf Österreich ... eher nicht.

Nein, denn Österreich wird das nicht tangieren. Weil wir uns von der Realität nicht so schnell etwas vormachen lassen. Schließlich sind wir die einzige Insel dieser Welt, die ein Binnenland ist.

Und wir haben eine neue Sicherheitsstrategie. Ganz frisch. Aus dem letzten Jahr.

Da steht drinnen, dass Österreich in seiner Sicherheit auf den Beistand der EU baut. Das ist schön. Aber auch ein bisschen so, wie wenn ein Kind zum anderen sagt: „Wenn du mich haust, hol ich meinen eingebildeten Freund!“ Gut, die EU gibt es zwar wirklich, als militärische Power ist sie allerdings so mächtig wie die FIFA-Ethikkommission durchsetzungsstark.

Doch es tut sich was, die EU hat erst im März neue Verteidigungsausgaben beschlossen.

Und Österreich wird auch mitmachen.

Natürlich nur aus Solidarität. Denn eigentlich kann uns ja gar nichts passieren. Schließlich werden wir ja geschützt von ... na? Fangt mit „N“ an.

Was? NATO? Nein!

Also „Nein“ im Sinne von: „Ja, schon irgendwie, aber das werden wir nicht zugeben, also: Nein.“

Denn erstens sind wir kein Mitglied der NATO, zweitens sind wir aber von NATO-Ländern umgeben, drittens hat die NATO gerade eine existenzielle Krise und viertens wird sie uns schon beschützen. Denn das hat sie aus geografischen Gründen schon den ganzen Kalten Krieg lang gemacht. Also die NATO schützt uns versehentlich mit. Aber: Ohne, dass wir das wollen.

Eigentlich werden wir nämlich durch etwas ganz anderes

geschützt. Durch unsere Neutralität.

Ja, die ist etwas ganz Besonderes. Was die Zaubersprüche für Harry Potter sind, das ist für uns die Neutralität. Sie ist das Glaubensbekenntnis des internationalen Adabeis. Da braucht der Kickl keine Festung Österreich mehr bauen, weil unsere Neutralität alles aufhält: hybride Angriffe aus Russland, geänderte geopolitische Gegebenheiten, schwindende amerikanische Nuklearschirme und unangenehme Wahrheiten.

Die Neutralität wird uns schützen. So wie sie schon Belgien 1914 geschützt hat. Oder Dänemark 1940. Nur mit dem Unterschied, dass es bei uns funktionieren wird. Weil wir fest an sie glauben. Und in einem Land, in dem Aromatherapie, Heilsteine und Kraftorte regieren, kann das mit dem Glauben kein Problem sein.

Was sollen wir denn auch sonst tun? Der vorläufig ehemalige, zweifache Interimskanzler Schallenberg hat ja am Opernball ganz klar unsere anderen strategischen Optionen dargelegt, als er gemeint hat: „Wir haben vielleicht keine Atomwaffen, aber wir haben Wolfgang Amadeus Mozart.“

Ja, so schaut's aus. Leider ist der Wolferl tot.

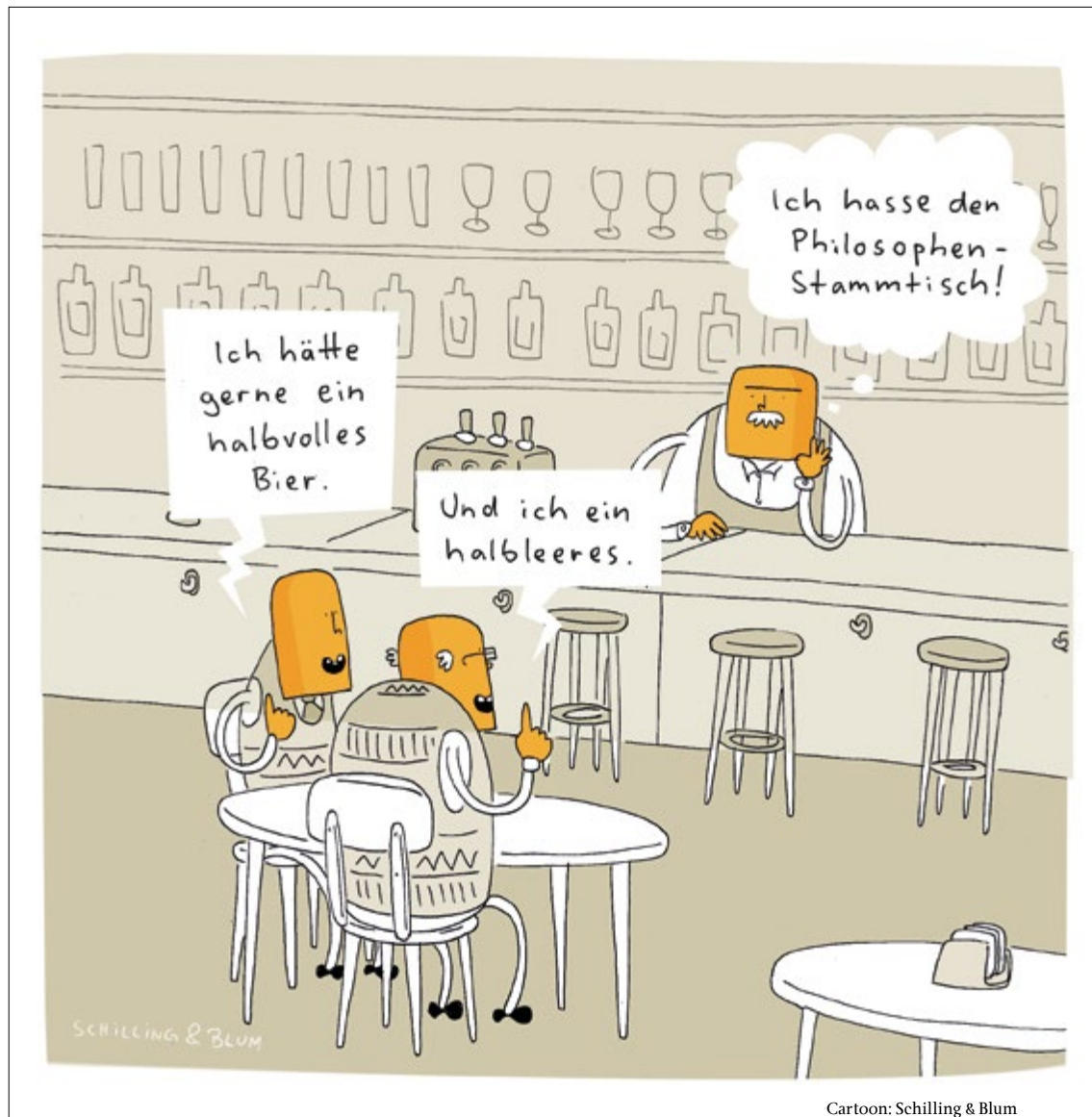
Aber wir haben nicht nur Mozart, wir haben auch ein Strauss-Jahr. Und auch die Seefestspiele Mörbisch kann man als Teil der musikalischen Landesverteidigung ansehen.

Und wenn das nicht hilft, dann schützen wir unsere traditionell unkritische Infrastruktur mit den Besuchern des letzten Zuckerbäckerballs und bringen die Brandteigkrampfgeschwader samt konzentriertem Sachertorteneinsatz in Stellung. Die Flanken sichern die heimischen Winzer, die jederzeit bereit sind, einen Heckenklescherhinterhalt aufzubauen oder den uneingeschränkten Uhdlerkrieg auszurufen.

Aber halt! Noch ist es nicht so weit. Noch glaubt Trump, wir wären eine „Waldnation“. Und Putin mag Österreich auch sehr. Nicht nur wegen der Hochzeiten und der langfristigen Lieferverträge, sondern auch, weil es die Heimat dieses sehr verlässlichen Mitarbeiters Jan Marsalek ist.

Und sollte uns tatsächlich jemand in Österreich einmarschieren wollen, machen wir das einfach so neutral wie beim letzten Mal. Da waren wir sogar neutral uns selbst gegenüber.

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor. Auf dem Album „Nicht mein Problem“ macht er auch Musik. [www.severin-groebner.de](http://www.severin-groebner.de)



Cartoon: Schilling & Blum

## Der Enkeltick

### Frühlingsgefühle

Niemanden konnte ich so ehrlich berühren, wenn ich einen Chopin-Walzer in die Tasten des alten Pianos im Wohnzimmer hackte, wie meinen Großvater. Generell konnte der Opa so herrlich berührt sein von den kleinen Dingen, dass ihm die Rührung in die Augen stieg. Er war eben nah am Wasser gebaut, heißt es. Ich sage, er war einfach bloß ein Mensch. Und die bestehen ja zur Hälfte aus Wasser.

Die Oma hingegen besteht aus purer Willenskraft, und ein bisschen! Backendl. Wobei das nicht immer so war – der Kopf hat sich wohl erst im Lauf der Jahre abgekühlt. Früher konnte die Oma in den Saft gehen, bis er überkochte, hat der Opa gern erzählt. Einmal habe sie sich so über ihn geärgert, dass sie vor lauter Wut einen Kuchen samt Form aus dem Fenster des Gemeindebaus geschleudert hat. So war das, wenn sie gestritten haben – er ist gegangen und sie hat Kuchen geworfen.

Was zählt, ist, dass er zurückgekommen ist und der Kuchen niemanden getroffen hat.

Die beiden waren ein Team, für mich schon immer. Den Großteil ihres Lebens haben sie miteinander verbracht, immerhin waren sie fast 60 Jahre verheiratet.

Wenn man da nicht auseinander wächst, dann wächst man zusammen. Kennengelernt haben sie sich, weil sie in den Ferien Erzieher in einem Jugendheim waren.

Zuerst nur über gegenüberliegende Klassenfenster. Bis der Opa ihr irgendwann einen Brief geschrieben hat. Der Rest ist Geschichte, von der ersten gemeinsamen Einzimmerwohnung im Gemeindebau mit Klo am Gang und Dusche im

Tröpfelbad bis zum Eigenheim. Von der rauschenden Ballnacht in den Sofiensälen, bei der die Oma sich die Füße so wund getanzt hat, dass sie um sechs Uhr Früh barfuß nach Hause gegangen ist, bis zum letzten zaghaften Spaziergang, bei dem sich der Opa bei ihr unterhaken musste.

Für mich waren die beiden der Beleg dafür, dass die große Liebe keine überbordenden, romantischen Gesten braucht, keine Lippenbekenntnisse, sondern Fallbeispiele. Keine leeren Meter, sondern volle Stunden. Verständnis. Und ein bisschen Kompromissbereitschaft. Wenn sie zu Silvester um Mitternacht den Donauwalzer durch ihr Wohnzimmer getanzt haben, haben sie auf sämtlichen Bällen, auf denen sie je waren, gleichzeitig getanzt. Und wenn sie an ihrem Hochzeitstag beim Spazierengehen Händchen gehalten haben, lag zwischen den Handflächen ein ganzes Leben. Vor ein paar Jahren ist mein Großvater gestorben, die Kernfamilie auf meine Großmutter, Mutter, Schwester, mich und eine Leerstelle am Esstisch zurückgeschrumpft. Als wir ihn in die Erde gelassen haben, war das nicht bloß ein Abschied. Für die Oma war das eine Amputation.

VIKTORIA KLIMPFINGER

erzählt hier, wie sie ihre Oma auf Trab hält, obwohl die das selbst ganz gut kann.

